

Petrus Canisius, der Heilige

(Zu seiner Heiligsprechung am 21. Mai 1925)

Petrus Canisius ist nun heilig gesprochen worden. Die Ehrung, welche die katholische Kirche ihm damit erwiesen hat, die höchste, die sie kennt, könnte in diesem Falle noch mehr als sonst als Abtragung einer Dankeschuld erscheinen — wenn wir überhaupt von einer Dankeschuld dieser Kirche reden dürfen; denn alles, was ihre Kinder ihr schenken, ist schließlich wieder deren eigenster Gewinn und Vorteil. Aber die Kirche hat in der Tat diesem ersten Jesuiten, der dem deutschen Volk entstammte, viel zu verdanken: daß sie in den Ländern deutscher Zunge einen Restbestand retten und zu einer neuen Blüte bringen konnte. So groß ist dieses Verdienst, daß Canisius allgemein, selbst in offiziellen kirchlichen Aktenstücken, als der zweite Apostel Deutschlands bezeichnet und sein Werk dem des hl. Bonifatius an die Seite gestellt wird¹.

Damit sind wir bereits wieder bei dem Lebenswerk dieses Heiligen angelangt. Aber dieses Wirken ist so bekannt, so geschichtlich gewiß, so überwältigend groß, daß es sich eigentlich gar nicht mehr verlohnt, viel darüber zu reden. Dieses Werk ist auch so groß, daß es in gewissem Sinne seinen Schöpfer selbst verdeckt! Ja, was wissen wir eigentlich von ihm selbst, von Peter Kanis aus Nymwegen? Wir kennen seine Bücher, seine zahllosen Briefe, seine Reisen, seine Verhandlungen mit den Großen seiner Zeit, seine Predigten, seine Katechesen und seinen Katechismus, seine organisatorische, kirchenpolitische, soziale und karitative Tätigkeit; wir kennen seine Lebensarbeit in ihrer erstaunlichen Vielseitigkeit, Unermüdlichkeit und Fruchtbarkeit. Aber wer war er selbst? Welche Seele lebte in diesem unermüdlichen Manne? Welches waren die innersten Gedanken und Motive, die Entwicklungen und Wandlungen, die Gefühle, Stimmungen und Witterungen, die in ihren tiefen Gründen die Quellen einer so reich strömenden Lebensarbeit bargen?

Die Heiligsprechung lenkt uns erst recht auf diese Frage nach der Persönlichkeit des Heiligen hin. Denn schließlich spricht die Kirche nicht den Redner und Diplomaten, nicht den Organisator und Schriftsteller, nicht den Gelehrten und Volksmann, ja nicht einmal den Priester und Jesuiten heilig, sondern den gottliebenden, den reinen und heldenmütigen, den vollkommenen Menschen; die heilige Seele erhebt sie auf die Altäre und verehrt sie in staunender Demut und kindlichem Vertrauen — sie, die stolze, selbstbewußte Mutter der Heiligen, die ewige, allumfassende Weltkirche.

Welch ein Mensch war denn also Petrus Canisius persönlich, innerlich, in seiner intimsten Menschlichkeit? Da stehen wir zunächst vor einem großen Dunkel, ja man möchte fast sagen, vor dem Nichts. Es gibt wohl wenig Beispiele wie dieses, wo die Menschlichkeit, die Persönlichkeit so vollständig aufgeht im Werk. Petrus Canisius ist sein Lebenswerk. Seine Arbeiten und Leistungen verdecken ihn nicht bloß, sie scheinen ihn gänzlich aufzuzehren, so daß nichts mehr übrig bleibt, wenn wir diese Leistungen aussondern. Schon

¹ Vgl. diese Zeitschrift 52 (1897) 2.

beim ersten, flüchtigen Durchlesen seiner Briefe, seiner „Bekenntnisse“, seines „Testamentes“, seiner persönlichen Aufzeichnungen ergibt sich die zunächst stark enttäuschende Beobachtung, daß hier das Persönliche, das Driginelle, das Subjektive fast vollständig zu fehlen scheint. Da sind keine langwierigen oder heftigen Kämpfe, keine bangen Krisen, keine Selbstbetrachtungen und Selbstanalysen — außer ganz allgemeinen Schilderungen seiner Sündhaftigkeit und Schwäche; aber auch diese Sündhaftigkeit steht nicht aufwühlend, quälend, zerreißen in seinem Bewußtsein. Es fehlt auch die persönliche Färbung der Gedanken; seine Gedanken sind gewiß wahr, tief und völlig sein eigen geworden; sie sind eine starke Lebensmacht in seiner Seele, sie sind Imperative in ihm geworden. Aber jener eigenartige, taufereuchte Glanz des Er kämpften oder des Inspirierten fehlt ihnen; sie haben nicht jene bligende Frische, wie sie Erkenntnisse zu haben pflegen, die mit der Macht eines seelischen Erlebnisses und Ereignisses ins Bewußtsein heraufbrechen. Canisius war auch ein eifriger Beter, der täglich Stunde um Stunde mit Gebet auszufüllen wußte; aber auch sein Beten hat etwas Sachliches, persönlich Unbetontes an sich; es ist weniger die abgründige Einsamkeit einer Seele, die vor Gott steht und zittert, es gleicht mehr den Verhandlungen, die der kluge und eifrige Ordensmann mit den Fürsten seiner Zeit führte; es ist angefüllt mit Schriftziten wie eine Predigt.

Und gar die eigenartige Form der Reflexion, wie wir sie an modernen Menschen gewohnt sind, fehlt vollkommen. Gewiß hält Canisius sein inneres Leben und alle Regungen seiner Natur unter strenger Kontrolle, und diese Selbstüberwachung steigert sich zu unbeugsamer Selbstbeherrschung; selten, daß eine innere Heftigkeit ihm durchschlüpft und in Mienen oder Worten sich abspiegelt. Aber diese Selbstbeobachtung führt weit über sein Ich hinaus oder vielmehr an ihm vorbei. Dieser Mann ist sich selber gar nicht wichtig; seine eigenen inneren Zustände, Bewegungen, Geheimnisse finden nicht um ihrer selbst willen seine Aufmerksamkeit, sondern nur insofern sie wie Steine oder Stufen auf seinem Wege liegen und er über sie hinwegsteigen muß. Und weil sie ihm so gar nicht wichtig sind, fehlt ihnen Anreiz und Pflege, und so kommen sie überhaupt nicht recht zum Vorschein: es fehlt in diesem Seelenleben alles Geheimnisvolle, Überraschende, Prielnde, Problematische, das uns sonst das Studium fremder Seelen fast zur Liebhaberei hat werden lassen. Wir haben den Eindruck, als ob diese Seele überhaupt nicht so recht bei sich zu Hause gewesen wäre; so vollständig fehlt hier jene Abgeschlossenheit und darum auch Absonderung, die besonders moderne Seelen zu einem in sich ruhenden Kosmos macht, um den alle übrigen Dinge kreisen. Canisius' Seele ist überhaupt nicht als Mittelpunkt zu denken; sie hat keine Gravitation, mit der sie die übrige Welt an sich reißen und um sich schwingen lassen möchte.

Ist sie also ein leerer Raum, ein inhaltsloser Punkt gewesen? Dem widerspricht aber die gewaltige Strahlung, die von ihr ausgegangen ist: das Lebenswerk in seiner gigantischen Größe! Solch ein Werk kann niemals aus einer leeren Seele, aus einem persönlichkeitsarmen Menschen, aus einem schablonenhaft geprägten Innenleben entspringen. Es wurde schon gesagt, daß Canisius hinter seinem Werk, ja in seinem Werk verschwindet, daß er restlos in seinem Werk steckt. Aber dieses Werk ist wieder völlig aufgesogen

von einer umfassenden Wirklichkeit; es ist bis zum kleinsten Bausteinchen, das in ihm enthalten ist, eingefügt in einen Orden, in die kirchliche Gemeinschaft, in das *Hab* und *Gut* der katholischen Christenheit; das Lebenswerk des Heiligen ist ganz und völlig das Eigentum jener Welt geworden, in der er lebte, der er diente und die ihn dafür trug. Und damit haben wir das eigentliche Geheimnis seiner Persönlichkeit berührt: Seine Persönlichkeit, seine Originalität, seine ureigene Menschlichkeit, seine seelische Individualität besteht eben in dieser vollkommenen Sachlichkeit, in diesem Aufgehen im Objektiven, im Wirklichen, im Allgemeingültigen. Wer da einen Kern sucht, der dem Objektiven vorenthalten geblieben wäre, den Kern einer auf sich selbst gestellten, in sich selbst ruhenden, sich selbst bewahrenden Subjektivität, der findet eben nichts, einen leeren Punkt.

Schon als junger Mann, in der Zeit der Studien und ersten Erfolge in Köln, muß Peter Kanis ein ausnehmend ernster und eifriger Mensch gewesen sein, trotz der Schatten, die er später rückblickend auf diesem Lebensabschnitt entdeckte; es waren nur unmerklich leise Schatten, aber er hat sie doch gefühlt; er war ein Jüngling, der es ungeteilt ernst nahm mit der Pflicht, etwas zu leisten. Sich einfach in den Genuß der angebotenen Lebensmöglichkeiten zu setzen, widerstrebte ihm; gerade weil es eine so passende Braut und eine so leichte Karriere war, die ihm geboten wurden, weigerte er sich, einfach vom Leben sich tragen und beschenken zu lassen. Aber solche Sachlichkeit des Strebens findet sich auch sonst häufig in unverdorbenen Jünglingsherzen. Der Gögendienst des Selbstkultus, der alles, was das Leben bietet, wie eine Frucht betrachtet, die man mit höchst eigenem Recht nur zu pflücken braucht, ist erst eine spätere Stufe, ist schon eine Entartung der Seele.

Aber in den Lebenskreis des jungen Canisius, der es so ernst nahm mit seinen Aufgaben, traten nun die Exerzitien unter der Leitung des seligen Peter Faber, und in diesen langen Wochen hingeebener Betrachtung wurde das Schicksal dieses Lebens entschieden: es wurde für immer, unentreißbar hineingezogen in die Welt des Religiösen, in die Welt Gottes und Jesu Christi, in die ganze, reiche, formgestaltete Welt des Katholizismus. Die Exerzitien und ihr Meister hatten es in diesem Falle freilich sehr leicht, denn es war eine ganz unberührte, kindlich glaubende Seele, die da unter ihren Einfluß kam. Der Glaube war in diesem jungen Deutschen noch nie im geringsten gebeugt oder auch nur erschüttert oder kritisch heimgesucht worden. Er umfaßte mit der ganzen ruhigen Selbstverständlichkeit, mit der etwa der natürliche Mensch an die Sinneswelt glaubt, sämtliche übersinnliche und übernatürliche Dinge, die dem mittelalterlichen Menschen unbezweifelbar feststanden, nicht nur die ewig gültigen Dogmen und Normen des Christentums, sondern auch die volkstümlichen Anschauungen und Übungen andächtiger Gemüter: praktische Versuche in Teufelaustreibungen und die heilige Habsucht nach Reliquien und Agnus Dei waren ihm ebenso vertraut wie das Rosenkranzbeten und Wallfahren. Daß einer solchen Gläubigkeit die Wirklichkeit Gottes und die persönliche Gegenwart des gekreuzigten und auferstandenen Heilandes von mindestens gleicher Sicherheit und Gewißheit sein mußten, wie irgend eine Notwendigkeit des Erfahrungslebens, ist selbstverständlich. Wenn aber einem so unbeirrt logisch denkenden und konsequent praktisch gerichteten

Menschen, wie es Canisius war, die Wirklichkeit Gottes und des Heilandes dermaßen gegeben ist, dann wird sie für ihn zur alles überragenden und alles beherrschenden Wirklichkeit. Und alles was an Liebe, Begeisterung, Hingabe, Leistungs- und Erobererwillen in einer reinen und gutwilligen Seele möglich ist, das muß dann auf diese Wirklichkeit zuströmen; und vor dieser Wirklichkeit verschwindet alles, was abgesondert von ihr oder gar im Widerspruch zu ihr zu denken wäre; das besitzt überhaupt keine Achtungswürdigkeit mehr. Und selbst jene irdischen Dinge, mit denen man doch immer noch rechnen muß: die Welt, das Leben, das Leid, die tägliche Notdurft, all das wird nur noch in Unterordnung und Hinordnung auf die Welt Gottes betrachtet und geachtet; man schenkt diesen Dingen nur noch gerade so viel Aufmerksamkeit, als sie neben Gott, neben dem Reich Christi, neben dem ewigen Leben noch Raum einnehmen, und das ist wahrlich ein sehr geringer Raum. Selbst die Natur, das überwältigende Schauspiel der Körperwelt wird leicht übersehen, und wenn doch der Blick darauf hingelenkt wird, erinnert sie nur noch an die Schönheit und Größe Gottes.

Zu den irdischen Dingen, die auf solche Weise ganz an den äußersten Rand alles Bedeutungsvollen hinausgerückt werden, gehört auch das eigene Ich; es wird nur noch so weit beachtet werden, als es immerfort auf die Gottwidrigkeit geprüft werden muß, die sich etwa in ihm regt; aber sonst hat es keine Ansprüche mehr anzumelden; es besitzt keine eigene Schwerkraft mehr, die es zum Mittelpunkt innerer Bewegungen machen könnte.

Nun ist freilich auch in allen andern Heiligen die Wirklichkeit Gottes zur allbeherrschenden Welt geworden, aber ohne daß sie vollkommen alle subjektive Individualität aufgesogen und ausgelöscht hätte; aber dann war in ihnen die religiöse Welt selbst schon individuell gedacht und gestaltet. Sehr deutlich stellen wir dieses subjektive Element fest im Ordensobern des hl. Petrus Canisius, im Gründer der Gesellschaft Jesu, der mit dem ganzen Radikalismus seiner baskischen Natur dem Dienste der göttlichen Majestät, dem Reiche des Christuskönigs sich verschworen hatte; aber dieses Reich, so wie es vor seiner Seele stand, trug bereits ignatianische Züge: es war ein Reich des Ritterdienstes und des Erobererstolzes; es war genau das Reich, wie die Kriegerseele Inigos es brauchte; diese hatte es eben schon ihrer starken inneren Form gemäß geschaut und gestaltet; so wie es in Ignatius lebte und wie er ihm diente, war es bereits sein Werk.

Aber Canisius hat, so viel wir sehen können, die religiöse Welt einfach so in sich hineingenommen, wie sie ihm dargeboten wurde von der katholischen Überlieferung, von Peter Faber, seinem Meister, und von der sich eben bildenden Tradition seines Ordens. Seine Seele war so schlicht sachlich, so anspruchslos hingegeben, daß sie das Dargebotene nicht erst nach sich selbst formte und sich anpaßte, sondern nur selbst ihm möglichst eng sich anschmiegte. Wir beobachteten hier die katholische Glaubensleistung in ihrer lautersten Form, als reine Hingegebenheit, die so wenig als möglich von Eigenem und Subjektivem hinzubringen will, sondern einfach aufnimmt, hinnimmt und — dient, die das aufnehmende Subjekt erst in der Art und Weise zu Worte kommen läßt, wie es die aus der Glaubenswelt sich ergebenden Forderungen der Tat und des Lebens verwirklicht.

Kraft dieser reinen Empfänglichkeit im Glauben und entsprechend seiner ganz auf das Praktische gerichteten Naturanlage konnte der junge Niederländer Canisius auch nach seiner „Bekehrung“, der endgültigen Entscheidung seines Willens für das Religiöse, seinem eigensten Wesen so vollkommen treu bleiben, daß in seiner Lebenslinie nicht die leiseste Beugung, in seiner Seele nicht eine Spur von Kampf und Zweifel, ja kaum ein Zeichen von Entwicklung wahrzunehmen ist. Höchstens, daß seit seinem ersten römischen Aufenthalt die „forma romana“, die klassische Linie vollster Beherrschung der Subjektivität — Gehorsam nennt es Canisius mit Vorliebe — noch deutlicher sich ausprägt als in den Kölner Jahren, die doch immerhin das eigentwüchsige Temperament seiner Jugend noch durchschimmern lassen. Die reine Hingegenheit seines Glaubens wurde mehr und mehr ein stilles und lautloses Dienen, ein praktisches Wirken für das Reich seines Heilandes, das er nicht denkend oder erlebend zu gestalten hatte, das er nur in „Friede, Liebe und Beharrlichkeit“ einzubauen hatte in jede Regung seines Willens, um es dann in praktischer Seelsorgsarbeit einzuführen in die verwahrlosten Seelen seiner Volksgenossen.

Er hatte es nur einzuführen, so wie es ihm gezeigt worden war von der Überlieferung der Vorzeit und von seinen eigenen Meistern; darum hat Canisius auch in seiner schriftstellerischen, apologetischen und katechetischen Arbeit keinen Versuch gemacht, wissenschaftlich forschend oder künstlerisch gestaltend das „Wesen des Christentums“ oder das „Wesen des Katholizismus“ herauszuarbeiten, wozu wir Heutige uns immer wieder gedrängt fühlen; ihm ist nie ein anderer Gedanke gekommen, als das katholische Denken und Leben, so wie er es selbst überkommen hatte, auf möglichst sicheren und praktisch gangbaren Wegen hineinzuleiten in die Seelen; in Canisius ist die katholische Glaubensregel der Überlieferung Fleisch und Blut, sie ist ihm zur Kategorie seines religiösen Wesens geworden.

Und weil diese Religiosität einfache Hingegenheit an das Objektive war, mußte sie auch wieder münden im Objektiven: ihre letzten und gesichertsten Auswirkungen mußten wieder Leistungen im Objektiven, ja im Sichtbaren und Greifbaren sein; eine bloße Gesinnungsethik oder Gesinnungsreligion wäre für Canisius undenkbar gewesen; jede wahrhaft religiöse Gesinnung mußte sich unmittelbar äußern, womöglich sichtbar und zählbar, im Empfang der heiligen Sakramente, in ausgedehnten Gebetsstunden, in der Übung der guten Werke (Fasten galt ihm als sehr wichtig), ja schließlich auch in Wallfahrten und Reliquienverehrung. Dabei lag ihm aber völlig fern der Gedanke, daß solche Frömmigkeit etwa äußerlich, dinglich, mechanistisch sein könnte; denn gerade die lauterste und ehelichste Gesinnung, die in ihm war, forderte solche objektive Leistungen; sie bestand ja eben in der Hingegenheit an das Objektive, im Dienstwillen zu Gunsten des sichtbar gewordenen Gottes und Gottesreiches. So konnte also auch in der Gestaltung des religiösen Lebens nichts Subjektives, nichts Eigenpersönliches mitsprechen; diese Gestaltung als reiner Dienst war eben schon bestimmt durch die vorliegenden und überkommenen Formen des Gottesreiches; man brauchte und hatte nur zu tun, was die Christenheit seit der Väter Zeit geübt, geweiht und überliefert hatte.

In der Wirklichkeit, der Canisius sich zu eigen gegeben hatte, gibt es einen Kreis, der durch die fühlbare Intensität seines Wirklichseins, durch die greif-

baren Widerstände und Forderungen, die er bietet, eine Hingabe besonderer Art verlangt. Es ist die Welt des Mitmenschen, des „Nächsten“, wie der christliche Sprachgebrauch sich ausdrückt. Diese Welt ist so vielgestaltig, so wechselnd und widerspruchsvoll, so bedingt und zeitgebunden, daß hier eine bloß traditionelle und darum undifferenzierte Art der Hingabe und des Dienstes nicht genügt. Und so kommt selbst der gläubigste Mensch nicht um die Notwendigkeit herum, die Menschenwelt, der er dienen will, jeden Tag neu zu sehen und zu prüfen, ihr Bild, ihre Beziehungen und Bedürfnisse immer wieder neu zu erleben. An diesem Punkte muß also doch ein subjektives Element, die eigene Individualität zur Geltung kommen, die Form, Art und Kraft des Seelen spiegels, in den die Menschheit hineinscheint. Jeder Mensch ist notwendig originell in der Weise, wie er zu den Menschen steht.

Und so ist auch in Petrus Canisius die Art seiner Menschenbetrachtung und -beurteilung und seines Menschendienstes das Originellste und Individuellste, was wir an ihm wahrnehmen. Und diese seine Originalität war schön und heilig, sie war Liebe. Wenn er es auch wohl selbst nicht wußte, seine Menschenliebe war etwas Besonderes; sie war nicht bloß eine theoretisch errechnete, abstrakte, imperativistisch in den Willen aufgenommene theologische Tugend der Nächstenliebe, sie war etwas Canisianisches. Sie war eine den Menschen selbst und persönlich geltende Herzensliebe. Gewiß war sie streng eingeordnet in die Forderungen der Gottesliebe und des Gottesdienstes; sie war geradlinig hingerichtet auf die letzten Ziele und Zwecke des Daseins, das Heil der Seele, sie fühlte sich erst dann ganz gerechtfertigt, wenn sie dieses Seelenheil in alle ihre Dienstleistungen aufnahm als letzte Absicht und Zwecksetzung, sie vermochte um dieses letzten Zieles willen streng, ja hart zu sein gegen alles, was dem Seelenheil abträglich war; aber obgleich diese Nächstenliebe so streng normiert war nach den allgemeingültigen Forderungen der alles beherrschenden göttlichen Schöpfungs- und Erlösungsgedanken, an die Canisius glaubte, war sie doch nichts Schematisches, nicht etwas allgemein Abstraktes, sondern etwas Persönliches und darum Warmes. Im innersten Winkel seines Herzens liebte er die Menschen, weil sie eben Menschen waren; das Menschliche an sich war für sein Empfinden liebenswürdig. Canisius berührte sich darin mit dem feurigen Südländer, dem strahlenden Sonnenkind Franziskus, der sich allem Menschlichen, ja allem Wirklichen zärtlich verbunden fühlte. Aber Canisius blieb doch immer Nordländer und als solcher verschwiegen, schamhaft, keusch verhüllt; er versuchte die zarten Liebesregungen seines Herzens mehr zu verbergen als jubelnd hinauszusingen; und es gehört schon ein aufmerksames Lesen zwischen den Zeilen dazu, um diesen persönlichen Charakter seiner Liebe zu fühlen. Aber er war doch da, und wenn er ein „dreifaches Herz“ zu besigen begehrte, „ein frommes und demütiges für Gott, ein rauhes und strenges für sich selbst, ein großmütiges und gütiges für den Nächsten“, dann war diese Großmut und Güte ebensowenig ein bloßer Imperativ für den Willen, wie die Rauheit und Strenge. Wie er das eigene Ich, nicht bloß in asketischem Zwang, sondern aus wahrhaft herzlicher und aufrichtiger Geringschätzung heraus rauh behandelte, so brachte er auch dem Nächsten nicht bloß einem Pflichtgedanken folgend, sondern mit einem spontanen Drang seine Großmut und Güte entgegen.

Anders wäre das feine Einfühlen, mit dem Canisius die Stimmungen seiner Zeit und seiner Menschen erraten konnte, nicht zu erklären: er muß ein fühlender und mitfühlender, ein lauschender und verehrender Mensch gewesen sein gegenüber seinen Mitmenschen. Nur so konnte er die guten Regungen und Keime in den Seelen auch seiner erbittertsten Feinde noch wahrnehmen, nur so vermochte er sich so weit von dem grauenhaften Ton der zeitgenössischen Polemik, wie er in beiden Lagern üblich war, fernzuhalten. Gewiß war auch viel kluge Taktik in seiner Milde und Duldsamkeit, in dem fast zu weit gehenden Entgegenkommen, das er selbst übte und zu dem er unermüdlich und unerschrocken die kirchlichen Behörden in Rom mahnte; aber er fühlte doch auch von innen heraus, daß „die Leute der Zänkereien müde waren“, daß bei den Deutschen mit Vorwürfen oder gar Gewalt nichts zu erreichen ist; und daß er das fühlte, selbst in jenen dunkelsten und rohesten Zeiten der deutschen Geschichte, das beweist doch, daß eine wirkliche Kraft der Einfühlung in ihm war, und solche Einfühlungskunst ist doch immer das untrügliche Merkmal einer persönlichen und unmittelbaren, nicht bloß gebotenen und reflektierten Liebe.

Auch die rührende Dankbarkeit seines Wesens, die im Alter eher noch zunahm, weist auf eine gewisse Weichheit seiner Seele hin. In dem Maße, als im Alter die Summe bitterer Erfahrungen und enttäuschender Erkenntnisse anschwillt, pflegt sonst in jedem Menschen das warme und weiche Gefühl für den Mitmenschen abzunehmen und damit auch der dankbare Sinn für alles Gute, das wir trotz allem und allem von dieser Mitwelt empfangen haben. Wo aber selbst auf der Höhe von so umfassender Lebenserfahrung, wie sie dem gebrechlichen Greis im Freiburger Jesuitenkolleg zu Gebote stand, der auch den eigenen Glaubens- und Ordensgenossen gegenüber allmählich sehr wissend geworden war, noch so viel warme Dankbarkeit rieselte, da muß ein grundgütiges und weich empfängliches Herz geschlagen haben.

In diesem Zusammenhang stellt sich auch die bei allen Zeitgenossen berühmt gewordene Kunst der Menschenbehandlung, wie sie Canisius übte, in ihrem wirklichen Charakter dar: nicht als eine bloß diplomatische Klugheit, auch nicht bloß als väterliche Mitgift aus der hoch kultivierten Bürgermeisterfamilie der freien Reichsstadt Nymwegen (obzwar die körperliche und seelische Erbschaft, die Peter aus dieser Familie mitnahm, nicht leicht überschätzt werden kann, so groß und wertvoll war sie!), auch nicht bloß als die Selbstbeherrschung eines ganz unter Glaubensmotiven stehenden Willens — in diesem Falle hätten sie wohl nie die wohlthuende Elastizität, die Feinheit und Unbefangenheit erreicht, die an diesem Jesuiten so entzückend waren —, es war vielmehr die Frucht einer persönlichen, achtungsvollen und wohlwollenden Teilnahme und Hingabe an die Menschen, die ihm um ihrer selbst willen wert waren, auf sie zu hören, sie zu verstehen, ihnen zu helfen. So hat denn auch seine Verwandtenliebe und seine aufrichtige und warme Liebe zum deutschen Volk eine rührende Zartheit und Selbstlosigkeit bewahrt, während sonst erfahrungsgemäß die Familien- und Vaterlandsliebe am meisten der Gefahr egoistischer Unlauterkeit ausgesetzt ist.

Aber auch diese originäre und höchst persönliche Gabe einer feinen und hochgestimmten Menschenliebe bringt keine auffallende Formung in das Charakterbild dieses Heiligen. Sie fügt sich wie in stetem, fließendem Über-

gang ein in sein Wesen, und dieses Wesen stellt sich uns dar wie eine vollkommene Wesenlosigkeit, wie ein Aufgesogentwerden des eigenen Selbst im großen Objektiven. Seine warme und herzliche Menschenliebe erscheint so als eine besondere Form seiner wesenhaften Demut, seines anspruchslosen Eingehens und Aufgehens im Wirklichen. Wenn er sich selbst als maßgebende Lebensregel notierte: „Um wenig oder nichts andere bitten, nie klagen, sich hüten vor Worten des Widerspruchs und der Verurteilung!“ dann hat er damit, wie es meist zu geschehen pflegt, in Form von Vorsätzen beschrieben, was seiner Seele ohnehin schon wesentlich war: das achtlose Hinausblicken und Hinausfließen über sich selbst auf dem Weg zu einer weiteren und größeren Wirklichkeit, der er selbst nur eingefügt, nur hingegeben sein wollte.

Die göttliche Wirklichkeit, der Canisius sich eingefügt und hingegeben hatte, so sehr, daß es ihm selbst nicht einmal ganz bewußt war, so reibungslos, daß es ihm zu einer elementaren Selbstverständlichkeit geworden war, die keine besondere Beachtung oder gar Begründung mehr verlangte, diese göttliche Wirklichkeit war ein sichtbares, einheitliches Reich, das aus den fernen Tiefen Gottes herabgestiegen war in unsere Welt: Das Wort ist Fleisch geworden und wohnt nun unter uns. Und dieser menschengewordene, alle Liebenswürdigkeit und alle Hoheit sichtbar offenbarende Gott hat eine Kirche gegründet als Heilsanstalt für alle Völker; dieser Kirche müssen alle Seelen zugeführt werden, wenn sie das ewige Leben haben sollen; die Menschen, wie sie auf dieser Welt leben, schaffen, leiden und sterben, die Menschen der alltäglichen Wirklichkeit müssen die Kirche bilden, müssen sich und all das Ihrige in dieser Kirche vereinen zu einem Leib. Und so wird diese Kirche sichtbar und greifbar, wie nur irgend ein Reich dieser Welt es sein kann; sie versenkt ihre Wurzeln in das Erdreich aller natürlichen Ursachen und Kräfte und streckt ihre Gipfel aus durch die ganze Breite des irdischen Geschehens. Ihre Ziele sind von weltgeschichtlicher Sichtbarkeit, ihre Arbeiten und Mittel sind von menschlich sichtbarer Bestimmtheit, ihre Schicksale sind verflochten in alles, was die Menschen berührt, die in ihr und um sie kommen und gehen; sie ist etwas Göttliches, und zugleich ist sie hereingebaut in die zeitliche Umwelt, in den Alltag, in die Gassen und Räume des Diesseitslebens.

Die reine Hingegebenheit, mit der Petrus Canisius seine Seele ins Göttliche, in die religiöse Welt versenkt hatte, so daß von ihr nichts mehr zu sehen war als eben ihre Hörigkeit und Dienstbarkeit, diese Hingegebenheit wurde durch die Kirche, das sichtbare Gottesreich, zu einer Verpflichtung an die Welt der Erfahrung, an die Erde mit ihren Bedingungen, Zuständen, Ereignissen, Mitteln und Kräften. Canisius empfand nicht die ungeheure Tragik, unter der wir mit unserer vorbehaltenen Subjektivität so sehr leiden: die Tragik des Zwiespaltes zwischen der äußeren, rechtlichen, politischen, zeitgeschichtlichen Erscheinung der Kirche und ihrer wesentlichen Zweckbestimmung, dem Reiche des Innerlichen, Seelischen, Geistigen, Persönlichen zu dienen. Es verrät sich hier die zentrale Stellung, die in unserer Seele die eigene Subjektivität einnimmt, die persönliche Welt, die wir in uns selbst aufgebaut haben. Und wenn wir sie auch ganz rechtgläubig, genau unter dem Einfluß und nach den Normen des katholischen Christentums gebaut hätten, sie wäre doch etwas Eigenes, Selbständiges, individuell Differenziertes, das uns aus der

Umwelt und sogar aus jeder Gemeinschaft heraushebt und das wir mit eifersüchtiger Sorge für uns zu retten suchen, so daß uns die kirchliche Umwelt und Gemeinschaft mit ihren undifferenzierten Formen und Forderungen, mit ihren unpersönlichen Gesetzen, Zeremonien und Statuten fast wie eine Bedrohung des eigenen Besitzes oder wenigstens wie eine Hemmung erscheint; und wir sind stets versucht und geneigt, in ihrem Rechtswesen etwas Erstarrtes, in ihrer Sichtbarkeit eine bloße Außerlichkeit, in ihrer Objektivität eine Seelenlosigkeit, in ihrer Dinglichkeit etwas Primitives, Vorreligiöses zu sehen.

Petrus Canisius empfand diesen Zwiespalt nicht. Da er keine subjektive Besonderheit zu wahren hatte, indem seine seelische Individualität nichts anderes war, als ein Aufgehen im Objektiven, eine reine Hingegebenheit an das Vorliegende und Überlieferte, so kam ihm auch kein Gegensatz und keine Hemmung zum Bewußtsein; in ihm war ein reibungsloses Aufgehen eines starken, zielstrebigen Seelenlebens im großen Ganzen der Weltkirche erfolgt. Und mit der gleichen reibungslosen Glätte versenkte er sein Wesen in alles, was diese Kirche irgendwie umfaßt und ergriffen hatte: in den Orden, dem er angehörte, in die Seelsorgsmittel, deren sich die Kirche nach alterprobtem Brauch bediente, in die Organisationsformen, die sie geschaffen hatte, ja selbst in die Formen des politischen Lebens, die sich als wichtig und brauchbar erwiesen hatten. Canisius vermochte aus innerster Überzeugung und, so viel wir sehen, ohne besondere seelische Konflikte den katholischen Fürstenhäusern seiner Zeit Ergebenheit und Dankbarkeit zu schenken.

Man hat Canisius einen großen Organisator genannt. Er ist es nicht in dem Sinne gewesen, als ob er schöpferisch gewirkt, die Menschen seiner Zeit in neue Formen zusammengeschlossen hätte. Er hat nichts getan, als sich den Organisationsformen und -gesetzen, die ihm seine Kirche, sein Orden und die Staats- und Stadtregierungen damals darboten, zur Verfügung gestellt, um sie durch seine selbstlos dienende Arbeit zu festigen, auszubreiten und fruchtbar zu gestalten. Es liegt nahe, seinen praktischen Blick, seine Sicherheit in der Erfassung des Realen und Möglichen, die Klugheit und Anpassungsfähigkeit seiner Taktik zu bewundern. Aber wahrscheinlich sind ihm alle diese Eigenschaften nicht einmal bewußt gewesen; er war praktisch, weil er dem Gegebenen, dem Existierenden diente, er war klug und anpassungsfähig, weil er nichts Eigenes und Besonderes suchte, sondern eben das Sachliche, das real Gebotene.

Darum verlor das Wirken dieses eifrigen Apostels bei aller Rastlosigkeit doch nie eine gewisse Ruhe und Gelassenheit; er hatte eben von vornherein keinen subjektiven Einsatz in dem Spiel seines Lebens. Sein Oberer Ignatius traute sich zu, innerhalb einer Viertelstunde alle Herzensfasern lösen zu können aus seinem Lebenswerk, wenn dieses zusammenbrechen sollte; Canisius hätte wohl überhaupt einer solchen Loslösung nicht bedurft, weil er in der Wirtschaft seines Lebens kein eigen Hab und Gut stecken hatte, das man wieder hätte herausziehen können.

Aber gerade so, durch diese bedingungs- und vorbehaltlose Einfügung in die vorliegende Wirklichkeit hat Canisius sein Lebenswerk hineingebaut in die Weltgeschichte, hat ihm solche Dauer und Standfestigkeit verliehen, daß es in seinen Auswirkungen bis zum heutigen Tag nicht ausgelöscht werden konnte.

Die Wirklichkeit, das Objektive, dem er so gläubig, selbstlos und dienstfertig sich hingab, hat auch ihn getragen. Er hat seine Lebensarbeit bereitwillig hineinströmen lassen in den großen Strom der kirchlichen Gemeinschaftsarbeit, in den Strom der Wirksamkeit seines Ordens, in die Zusammenarbeit mit den Besten seiner Zeitgenossen, und er ist so sehr darin aufgegangen, daß er wie getragen erscheint von diesem großen Strom. Ebenso gut wie man in ihm den Führer und Schrittmacher der katholischen Bewegung im damaligen Deutschland sehen kann, ebenso gut könnte man ihn als das Erzeugnis und glückliche Werkzeug dieser selben Bewegung betrachten, könnte finden, daß er seinen großen Erfolg der damals geschehenen Zusammendrängung aller Reformkräfte des Katholizismus, der ungeahnt starken Anspannung aller Organisations- und Erziehungsmittel der katholischen Kirche verdankte. Indem diese Kirche und ihr jugendkräftiger Jesuitenorden, ihre Staatsklugheit und ihre Befähigung zur Volkserziehung sich dieses demütigen Mannes als eines willigen Werkzeuges bediente, hat sie ihm selbst zu einem unsterblichen Lebenserfolg verholfen. Die Kirche ließ ihm ihre wirksamen und lebendigen Kräfte, und er verstand es, sich damit belehnen zu lassen, sich ihrer zu bedienen, eben durch seine vorbehaltlose Hingabe an die Kirche, durch seinen Willen zu unbedingter, lauterster Sachlichkeit.

Wie man aber das Verhältnis des Heiligen zu seiner Kirche und seiner Zeit auch ansehen mag, ob man ihn als Führer oder als Werkzeug betrachtet, gewiß ist jedenfalls der erstaunliche Erfolg, den diese Zusammenarbeit hatte. Es müßte denn sein, daß man diesen Erfolg als weniger intensiv, in die Tiefen der Seelen wirkend, als extensiv, über breite Räume und Zeiten wirksam werten wollte. Wir fühlen heute ein brennendes Verlangen nach neuen Menschen und Methoden, die es vermöchten, die dem Christentum entgleitenden oder schon abgestorbenen Massen wieder zu gewinnen: und man kann es verstehen, daß die Besten unter uns zu einem heiligen Radikalismus sich gedrängt fühlen, der mit einem heroischen Aufreißen und Zerstören aller bisherigen ausgefahrenen Geleise beginnen möchte, der alle realen Bindungen und Bedingungen als Halbheiten und als fleischliche Klugheiten verachtet, um ausschließlich die begeisterte, gott-trunkene Persönlichkeit wirken zu lassen, um gleichsam die flammende Subjektivität des modernen Heiligen unmittelbar in die kalten Seelen hinein zu ergießen.

Petrus Canisius ging einen gerade entgegengesetzten Weg. Gewiß hat in ihm und aus ihm auch seine heilige, reine, selbstlose Persönlichkeit gewirkt; sie gab seinem Wort und Beispiel die Macht, Herzen zu gewinnen. Aber was er den Seelen mitteilte, war doch nicht seine Subjektivität, denn er hatte keine solche. Er gab ihnen die objektive Welt Gottes und der Kirche und der kirchlichen Mittel; er selbst hatte diese Welt überkommen und sich in sie hineinversenkt; sie allein galt ihm etwas. Es kam ihm niemals darauf an, die Menschen irgendwie seine eigenen Gedanken zu lehren, sie an seinen Erlebnissen teilnehmen zu lassen, sie mit der Blut seines Geistes zu entzünden; er hätte nicht einmal verstanden, was das bedeutet, denn er wußte nichts von Gedanken, Erlebnissen und Gluten seines Innern. Er wußte nur von dem Gott und Herrn, dem alles gehört, von dem Heiland und seiner Kirche, von der Not der Seelen und von den Kräften und Mitteln, die noch zu Gebote

standen in Staat und Kirche, um diese Seelen zu retten. Er kam gleichsam nicht persönlich zu den Menschen, sondern schob die Welt des Kirchlichen in ihrem ganzen Umfang vor sich her, die Welt objektiver Ordnungen und Einrichtungen.

Darum hat Petrus Canisius auch stets jene eigenartige Distanz vor den Menschen gewahrt, die eigentlich alle erfolgreichen Menschenführer streng innehielten. Er hat die Distanz klösterlicher und priesterlicher, ja hierarchischer Zurückhaltung und Vornehmheit gewahrt, er hat weder für seine Person noch für andere die Unterschiede verwischen wollen, die durch Bildung, Besitz, Lebensstil und äußere Macht zwischen den Menschen und Klassen gesetzt sind. Denn diese Unterschiede aufheben wollen, und sei es auch aus überfließendem Mitleid oder aus allumfassendem brüderlichem Gefühl, hätte ihm eine Widrigkeit gegen das Objektive und Überlieferte bedeutet; und diesem gegenüber hätte er auch dem glühendsten und bewegtesten Individualismus kein Recht eingeräumt.



Petrus Canisius hatte keine Verwandtschaft mit dem Renaissancemenschen, von dem eigentlich der moderne Mensch abstammt; er ist nicht das autonome Individuum, sondern das dienende Glied; er will nichts Eigenes herausgewinnen aus der Welt, sondern er will sich mit allem, was er hat, hineinversenken in die gegebene Lage, sie bewahrend, ihr dienend. Die Keimanlage zu solcher Sachlichkeit hat Canisius schon von der Natur mitbekommen, die ihm eine deutsche Seele eingehaucht hat. Der deutsche Mensch ist in seinem Wesen schon auf die Sache und ihre Logik eingestellt, und gerade durch diese dienstwillige Haltung ist er immer zum Diener der andern Völker geworden, auch dort noch, wo er über sie herrschte; er war immer von der Leidenschaft und oft von dem Fanatismus für irgend ein sachliches Interesse, für eine objektive Ordnung erfüllt, die er den andern aufzwingen wollte. Und gerade weil diese sachliche Hingabe sein Wesen ist, redet er gerne laut und allzulaut von dem freien Subjekt, vom selbstherrlichen Übermenschen, vom Recht des Individuums; er redet davon, weil ihm in Wirklichkeit diese Freiheiten fehlen und weil er sich kaum je zu der sorglosen und meist unordentlichen und verwahelosenden Unbekümmertheit eines wirklich auf sich selbst gestellten Individualismus zu verstehen vermag. Der „Individualismus“ des Deutschen ist meist nur eine Flucht vor dem eigenen Wesen.

Canisius war in seiner Hingabe an die Logik des Sachlichen und Objektiven ein rechter Deutscher. Aber er wollte es auch sein, oder vielmehr, er hat sich nicht dagegen gesträubt; denn eine andere Möglichkeit lag seinem Denken unfassbar fern. Und diese Grundhaltung der Seele machte den hl. Petrus Canisius auch zu einem wesentlich katholischen Menschen. Nicht als ob er es in vollkommenerem Grade gewesen wäre als andere Heilige — wir besitzen keinen Maßstab, um solche Gradunterschiede festzustellen —, sondern weil die wesentlichen Bestimmungselemente des Katholischen in ihm besonders lauter, scharf und durchsichtig hervortreten: die Demut, die Hingabe, die Gläubigkeit, der Gehorsam, der im Gegebenen Gottes Willen erkennt und verehrt, der nur sich selber mißtraut und darum nirgends sich auf das eigene Wissen

und Meinen stützt, sondern unermüdlich sich nach der Gemeinschaft und der geheiligten Überlieferung fortbildet. So ist es eine bedeutsame Tatsache, daß der beste Mann der katholischen Gegenreformation, dem der Katholizismus im neuzeitlichen Deutschland seine Existenz und den Beginn seines neuen Aufblühens wesentlich mitzuverdanken hat, so deutlich die Merkmale des Katholischen an sich trägt.

Es hat lange gedauert, bis dieser große Sohn und Diener der Kirche die Ehre der Heiligsprechung erlangte. Daß sie ihm gerade in unserer Gegenwart zuteil wurde, erscheint wie ein Wink der Vorsehung, wie eine Offenbarung der inneren Logik im geschichtlichen Geschehen. Gerade in einer Zeit, wo der Überdruß an unserer Subjektivität und die Sehnsucht nach dem Objektiven uns so deutlich fühlbar wird, da wird dieser treue und demütige Diener des Objektiven auf die Altäre erhoben. Wir zweifeln schon, ob wir diese reine, kindlich glaubende Hingegenheit an das Wirkliche je wieder finden können, und staunen darum Canisius an wie einen Meister, der eine für uns verlorene Kunst noch besessen hat: die Lebenskunst einfacher Gläubigkeit. Wenn wir auch an feinsten Differenzierung unseres subjektiven Eigenlebens gewaltig gewonnen haben, dieser Gewinn droht uns eine Gefahr zu werden, eine Gefahr der Selbstvergiftung und Selbstzersehung, wenn es uns nicht gelingt, dieses Eigenleben wieder ausströmen zu lassen ins Objektive. Wir brauchen heute weniger Programme und Reflexionen als vielmehr stille, geduldige, selbstlos liebende Arbeit am Nächstliegenden; wir brauchen nicht so sehr den Umsturz des Gegebenen oder gar die Flucht vor dem Wirklichen, als vielmehr anspruchsloses Sichbescheiden mit dem Gegebenen und Überlieferten und um so eifrigere Ausnützung des unmittelbar Möglichen „in Friede, Liebe und Beharrlichkeit“. Wir brauchen nicht noch mehr jagende Befahrung des Lebens tempos, nicht noch steigende Vermehrung der Vielheiten und Neuheiten, sondern eher ein langsames Ausreifen des einzelnen und seiner Lebensarbeit im Gefüge einer Jahrhunderte umfassenden stetigen Gemeinschaftsarbeit.

Das ist der letzte Sinn der katholischen Gläubigkeit, zu deren Bewahrung in Deutschland und allerwärts in der Christenheit Gott uns aufs neue den Geist und die Tat des Heiligen senden möge, dessen Bild wir mit neuer Verehrung schmücken: des hl. Petrus Canisius.

Peter Bippert S. J.